

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Akolyth.

Gedanken zur vierten Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums.

Von P. Casimir Braun O. M. Cap., Würzburg.

Akolouthi moi! Sei mein Akolyth! Wer mein Akolyth ist, der wandelt nicht in Finsternissen, sondern wird das Licht des Lebens haben (Mt 9, 9 und Jo 8, 12).

Auf der Bewertungsskala unserer heiligen Kirche steht das *Akolythat* offensichtlich hoch; denn gegenüber den drei vorausgegangenen Weihen ist sein Weiheritus von einem auffallenden Crescendo: „Pensate“, hebt er gewichtig an, wägt es ab, was ihr auf euch nehmt, denn es wiegt; nicht mehr wie bisher nur Videte, Agnoscite; die bischöfliche Exhorte ist ausführlicher und eindringlicher, die Weihegebete doppelt so viel und inbrünstig, zwei Weiheinstrumente werden übergeben: Leuchter und Meßkännchen. Die Weihe spricht nicht mehr bloß das einfachere „Benedicere“, sondern auch noch das feierliche und für die Gottheit beschlagnehmende „Consecrare“. Und auch das Wort hören wir erstmalig: „Oportet... *ad Eucharistiam ministrare*“. Diese auffallende Steigerung ist begründet. Ostiarier, Lektor und Exorzist stehen nur in der Entfernung vom Altar und nur indirekt in Beziehung zum Opfer, der Akolyth aber unmittelbar beim Altar als persönlicher Mithelfer im Opferdienst. Werden ihm doch drei Dinge zur Besorgung anvertraut, die zum eucharistischen Opfer gefordert sind: Licht, Wasser und Wein, von denen das Licht sehr, das Wasser mehr und der Wein absolut notwendig ist zum Zustandekommen des neutestamentlichen Opfers. Darum: „Pensate quod suscipitis“.

Kein Mensch ist fertig. Der eben sein Meisterstück gemacht, hat damit den Meistertitel erlangt, aber noch nicht die Meisterschaft. Der Einser-Jurist ist damit noch kein perfekter Prima-Jurist. Im hellen oder halben oder auch Unterbewußtsein — das ja bekanntlich viel mächtiger wirkt als manchmal das helle Oberbewußtsein — fühlen es auch alle und fühlen sich, sofern sie noch nicht satte Menschen sind, durch eine Unzufriedenheit mit sich und dem Erreichten zu

noch größerer Selbstvervollkommnung angetrieben. „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll. Solang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“ Gewiß, weihemäßig ist der, der eben die vierte Weihestufe erklommen, schon Akolyth, aber charakterlich muß er es erst noch werden und immer vollendeter werden. Nie, selbst als Priesterveteran noch nicht, kann er, sofern er ehrlich ist, im indikativen Praesens sprechen: Ich bin, was ich bin; nicht einmal im bloß affektiven Optativ darf er sagen: Ich möchte werden, was ich bin; vielmehr muß er im imperativen und effektiven Futur sprechen: Ich muß immer mehr werden, was ich bin. Zwei Imperative möchten dieses „Immer-vollendeter-Werden“ sicherstellen, selbst im Priestergreis noch; ihre Befolgung mit der Gnade Gottes garantiert für Erfolg. Im Weiheritus liegt der eine, im Weiheamen der andere.

I. Der Imperativ des Weiheritus.

„*Acolythum oportet ceroferarium ferre.*“ Jedoch, so bindet es der Bischof den Weihlingen mit den Worten Christi und seines Apostels auf die Seele: „Wandelt auch selber als Kinder des Lichtes. Ihr könnt ja Gott nicht gefallen, wenn ihr ihm zwar das Licht vorantragt, aber dabei mit euren Werken der Finsternis dient und so den anderen das Beispiel der Perfidie gebet. Leuchtet vielmehr inmitten eines gottlosen und perversen Geschlechtes wie Sterne in der Welt in jeglicher Gutheit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Dann nämlich reicht ihr beim Opfer Gottes würdig Wein und Wasser, wenn ihr euch selbst durch ein reines Leben und gute Werke Gott als Opfer dargebracht habt.“ Das sprechend plastische Symbol der Leuchterübergabe, die Weihe- und Schlußgebete wiederholen den Imperativ: Seid Träger des Lichtes und Kinder des Lichtes! Was nützt auch dem Menschen im Finstern die lichtlose Lampe! Er fehlt und fällt und im Fallen stößt er sich die Scherben der zerbrechenden Lampe ins Auge, daß er auch noch dieses Lichtes beraubt und es selbst am hellichten Tag finster für ihn ist: Sinnbild und Aussicht eines Priesters, der statt Licht Finsternis ist. „Wer nicht hat, dem wird das, was er hat, auch noch genommen werden“ (Mt 25, 29). *Licht also muß der Priester sein.* aber nicht wie das Minutenlicht der Leuchtkugel, die aufschießt, eine Minute lang hell leuchtet und dann verlöschend in die Nacht zurückfällt; er muß sein wie das ewige Licht vor dem Tabernakel. Licht muß er sein, nicht Irrlicht, das aus dem Sumpfe stammt, über dem Sumpfe tanzt und den, der ihm nachgeht, in den Sumpf führt; er muß sein wie der Leuchtturm, der den Schiffer zum sicheren Port weist. Licht muß er sein, aber nicht wie das Glutlicht des Fanatismus, das alles versengt und versehrt; er muß in aller Gutheit, Wahrheit und Gerechtigkeit sein wie die milde, selbstlose, gütige Kerze, die, indem sie anderen leuchtet, sich selbst verzehrt. Gewiß, wenn es um Gott, die Seelen und um die Prinzipien

geht, da wird er Flamme werden; aber es ist nicht die Stichflamme des Fanatikers, sondern die Lichtflamme des Jesu-Herzens und Jesu-Ernstes.

Licht sein einmal *in wissenschaftlicher Beziehung*. Eine Leuchte der Wissenschaft braucht der Priester nicht zu sein, aber eine wissenschaftliche Null darf er auch nicht sein. Das heißt nun nicht, die Heidin Wissenschaft auf den Altar des Heiligtums erheben und so das Sakrale exsekrieren, heißt auch nicht, den Priester Gottes säkularisieren, sondern heißt: das Gott restituieren, um was man ihn enteignet hat, und es wieder in seinen Dienst stellen. Exodus 12, 25 ff. berichtet: Die Söhne Israels erbaten und erhielten von den Ägyptern silberne und goldene Gefäße als „ägyptische Beute“. Diese „spolia aegyptiaca“ waren nur die gerechte Entschädigung für den dem unterdrückten Volke vorenthaltenen Lohn. Auch waren sie nicht gestohlen, sondern erbeten und von den Ägyptern willig, wenn auch unter dem Druck der zehn Plagen, gegeben. Die Väter deuten diese „spolia aegyptiaca“ in geistreicher Weise auf die Herübernahme der Geistesschätze der Heidenwelt durch die Kirche, und die Kirche selbst hat diese Deutung feierlich approbiert im Exsultet des Karsamstags. Wie das Volk Gottes Gold und Silber von den Heiden nahm und zum Bau und Schmuck der Stiftshütte, also zur Ehre Gottes, verwendete, so hat auch die Kirche die Geistesschätze der anderen herübergenommen, um sie zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen zu verwenden. So sollen aber auch wir Priester uns die weltlichen Wissenschaften aneignen, um sie in den Dienst Gottes und der Seelen zu stellen. Wissen ist eine Macht, großes Wissen eine Großmacht. Wer den Nichtwissern oder Halbwissern mit einem gediegenen Wissen entgegentreten kann und es dazu noch in einer liebenswürdigen Form an den Mann zu bringen weiß, der ist da weit im Vorteil; der stößt bei manchem die Türe auf, durch die dann willig auch die ganze Wahrheit hereingelassen wird. Gehört der Nichtwisser aber zur Kategorie der Allesbesserwisser, die der Psalmist so charakterisiert: „Sie tragen ihre Nase bis zum Himmel hoch und ihre Zunge spaziert über die ganze Erde“, leerlaufende Mühlen, die viel Geklapper machen, aber kein Mehl liefern, dann bringt der „wissende“ Priester solche hochnäsige Alles- und Nichtwissner zum Schweigen; jedenfalls aber impft er ihr Auditorium mit einer — manchmal haß stauenden — Achtung vor dem katholischen Priester und einem ablehnenden Mißtrauen gegen solche mit dem Schein der Wissenschaft die Leute hinters Licht führende Redner und Schreiber. Und welche tragfesten Quadersteine zum Dombau des Glaubens liefern doch die profanen Wissenschaften! Die Logik, diese hier und heute so selten gewordene Kunst des richtigen Denkens, die Ethnologie, Paläontologie, die Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft, vergleichende Sprach- und Religionswissenschaft — alles ist Theologie, Wort von Gott, und darum

Herzensanliegen und Gewissensangelegenheit gerade des katholischen Priesters. Seien wir doch kein Julian Apostata an uns selber — andere sind es so wie so schon und wollen es noch immer mehr werden —, der den Christen den Zugang zu den Wissenschaften verriegelte, um sie so zu verdummen, die also Verdummten der Lächerlichkeit und damit der Einflußlosigkeit zu überantworten und so dem Reiche Gottes eine Lebensader abzuschneiden. Ignoranten werden ignoriert, sagt bündig Paulus (1 Kor 14, 38) und bestätigt schlüssig das Leben.

Licht sein im profanen Wissen, dann aber mehr noch Licht sein *im theologischen Wissen*. Wir sind die vom König aller Könige bestellten und ihm verantwortlichen Lehrer der Gotteswahrheit, Führer auf Gotteswegen, Priester der Gottesgnade. Wie aber können wir das, wenn wir in diesen drei Provinzen nur *hospites et advenae* und nicht *cives et domestici* sind? Wie sollen wir das Volk in die übernatürliche Wahrheit einführen, wenn wir selber in der Dogmatik nicht zu Hause sind? Wie den Erdenwanderer (und uns selbst) den rechten Weg zum Himmel führen, wenn wir uns in der Moral, Pastoral und im Kirchenrecht und heutzutage auch in der Psychopathologie nicht auskennen? Wie die Notwendigkeit und Herrlichkeit der göttlichen Gnade zum freudigen Bewußtsein der Gläubigen (und der eigenen Seele) bringen, wenn uns dieses großherrliche Land selber *terra incognita* ist? Und wir müssen es doch, denn wir haften mit unserer Seele und Seligkeit dafür! Wir wissen und glauben es fest: Gott Vater hat es sich sein Kostbarstes, seinen eingeborenen Sohn, kosten lassen, um der Welt den Weg, die Wahrheit und das Leben wiederzugeben. So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab. Wir wissen und glauben es fest, daß Gottes Sohn es sich so viel, sein Leben nämlich, hat kosten lassen, um die Menschen zu retten. So sehr hat Gottes Sohn uns Menschen geliebt, daß er sein Leben für uns hingab. Wir wissen und glauben es auch fest, daß es *rebus sic stantibus* Gott Vater und Gott Sohn nicht gleichgültig ist, ob wir, seine Priester, so oder so sind. Aber manchmal tun wir so, als ob wir es nicht wissen und glauben! Jedoch „wenn ein Blinder einen Blinden führt, fallen beide in die Grube“. Der alttestamentliche Hohepriester trug auf dem Brustschild die zwei Schriftstäbchen Urim und Thummim: Licht (der Offenbarung) und Recht (der Wahrheit). So darf der neutestamentliche Priester nicht ein Brett vor der Stirn tragen mit der Aufschrift: Finsternis und Irrtum!

Profanes Wissen ist notwendig, notwendiger theologisches Wissen, aber am allernotwendigsten ist das *Gewissen*. Erstere machen Licht in uns, letzteres aber erst Vollicht. Wissen ist kalt und ohne Gewissen ist es die Laterne in der Hand des Einbrechers, die ihm zu aller Schlechtigkeit leuchtet. Gewissen aber ist die liebe, gütige, warme Sonne, die die

Nacht — im Sprachgebrauch der Heiligen Schrift die Feindin des Menschen und alles Guten — vertreibt und den lichten, warmen Tag heraufführt, die alles erhellt, alles wärmt, nach der sich alles Gute sehnt, in der alles Gute wächst, zur Blüte und Frucht kommt, ohne die alles erstarrt und erstirbt. Menschen mit viel Wissen, aber ohne Gewissen sind Brandstifter in der Uniform des Feuerlöschhauptmannes; Menschen aber mit feinem Gewissen sind Segenstifter. Schon im gewöhnlichen Leben ist der Gewissenhafte der, bei dem sich jedermann gut aufgehoben fühlt; der Gewissenlose aber der, vor dem man eine heimliche Angst hat, von dem man sich möglichst weit distanziert. Der Gewissenhafte ist heimlich, der Gewissenlose unheimlich. Wie gilt das erst für den Priester! Die Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts waren fast durchwegs Menschen mit enzyklopädischem Wissen, und doch waren sie die heimlichen unheimlichen Schöpfer der Guillotinen, Noyaden und Sakrilegien der französischen Revolution. Der Pfarrer von Ars aber war wissenschaftlich kein Kirchenlicht und doch ward er für Frankreich Segen und Sonne; jene hingegen Unstern und Fluch. Diesen hat das Volk gesegnet, herzwarm geliebt und ist zu ihm geströmt, jene hat es verflucht. Den Priester, der zwar kein Mann des hohen Wissens, aber dafür ein Mann des Gewissens ist, ertragen die Menschen nicht bloß, sondern verlangen nach ihm. Nie aber ertragen sie auf die Dauer — selbst die Nutznießer eines schlechten Priesters nicht: Judastat bekommt auch vom Hohen Rat ihren Judaslohn — einen nicht gewissenhaften Priester, mag er noch so gelehrt und weltmännisch sein. Heute gilt dies mehr denn je. Denn heute haben sie vom Priester nicht mehr die rechtgläubige Auffassung eines Franz von Assisi: „Wenn der Priester auch schlecht ist, so will ich ihn doch ehren und lieben, weil er den Leib und das Blut des Herrn konsekriert und austeilt und er mein Herr ist“, oder eines Nikolaus von der Flüe: „Das Wasser wird nicht schlechter, wenn es durch bleierne statt durch goldene Röhren fließt.“ Ein Großteil kommt überhaupt nicht mehr zur Predigt, alle aber achten sie scharf auf die Predigt des priesterlichen Lebens. Die Heilige Schrift — noch nie war sie die einzige Glaubensquelle, noch viel weniger die nächste und unmittelbare regula fidei; heute ist das Leben des Priesters Bibel, Katechismus und Lehramt, und wenn nicht die fast einzige, so doch die kräftigste Quelle ihres Glaubens, bzw. Unglaubens. Die aber noch zur Kanzel kommen, machen in weitem Ausmaß bewußt und unbewußt aus der Predigt auf der Kanzel die Probe aufs Exempel der Predigt des priesterlichen Lebens; und je nachdem die Probe ausfällt, ist ihr Urteil und ihre Haltung annehmend oder ablehnend gegenüber dem Glauben, den der Priester predigt, wobei freilich manche Pharisäer beim Priester nichts und bei sich alles entschuldigen, den Splitter im Auge des Priesters sehr gut sehen und

den Balken im eigenen Auge ganz übersehen. Man hat heute ein schärferes Auge für die Sternschnuppen und Sonnenflecke als für die Sterne und die Sonne. Wenn heute ein Priester sich vergißt, das heilige Feuer in sich auslöscht und unheiliges in sich entzündet und duldet, dann bringt eine Nacht der anderen die Kunde und sagt es selbst dem Tag: Schaut, so sind sie! und — verschleiert manchmal sogar den Tag.

Darum ist die Forderung der vierten Weihestufe: Ihr Träger des Lichtes, seid Kinder des Lichtes, auch der *kategorische Imperativ der Stunde*. *Esto Lucifer, qui nescit occasum!* Die wichtigste Installation und Investitur im priesterlichen Leben ist die Installation in die Wissenschaft der Heiligen und die Investitur mit einem feinen Gewissen! Wir haben vor Gott und den Menschen jenes große Examen zu bestehen, dessen 1. und 2. und 3. Frage nicht lautet: Petrus, kennst du mich?, sondern: Petrus, liebst du mich? Die Frage fragt nicht nach dem weltlichen Wissen, nicht einmal nach dem theologischen Wissen; das hat der Herr schon anderthalb Jahre vorher bei Cäsarea Philippi erfragt, und selbst ein Judas hat es gehabt. Diese Frage, auf deren richtige Antwort die Übergabe unsterblicher Seelen zu heilskräftiger Weide folgen sollte, fragt nach der großen, in jeglicher Gutheit, Gerechtigkeit und Wahrheit lebendigen Heilandsliebe, die der Grund und die Krone des feinen Gewissens ist. Und diese Liebe hatte Judas nicht und darum „ging er an seinen Ort“. Was wir an jedem Donnerstag, diesem Erinnerungstag der „Liebe bis ans Ende“, in der 3. Nokturn beten: *Non erubescant in me, qui expectant te Domine; non confundantur super me, qui quaerunt te Deus* (Ps 68, 8), soll uns darum jedesmal anspornen, daß wir uns bemühen, immer mehr Kinder des Lichtes zu werden und nicht „das Beispiel der Perfidie“ zu geben, auf daß nicht jene über uns erröten müssen und an uns irre werden, die den Herrn und Gott suchen.

Dieses feine, heilige Gewissen eignen wir uns an durch das Studium der *Wissenschaft der Heiligen*. Die Wissenschaft der Heiligen aber ist angewandte Theologie, gelebte Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre, also *Askese*. Bei der Wissenschaft der Welt ist es für gewöhnlich so, daß sie ihren Jüngern den Raum ihres moralischen Tuns so ziemlich störungsfrei läßt. Cf. französische Enzyklopädisten u. Co. Bei der Wissenschaft der Heiligen aber heißt es: Tun, tun, tun! Jene erlangt und vermehrt man auf der Schulbank und am Studierpult, diese aber durch das Tun. „Tanta sa quanta fa, soviel weißt du, als du tust“, sagt Franz von Assisi, diese Lichtgestalt unter den Heiligen. Die theoretische Askese spricht von der *via illuminativa, purgativa und unitiva* zur Vollkommenheit. Nicht alle Heiligen haben diese theoretischen Fachausdrücke für den Weg zur Vollkommenheit gekannt, aber alle sind in praktischer und faktischer

Askese diese trivia zur Vollkommenheit (und damit zum vollkommenen Gewissen) gegangen und haben auch so beides erreicht.

Die Schulbank für die Wissenschaft der Heiligen und damit des Gewissens steht nicht im Hörsaal für akademische Vorlesungen, sondern im Lehrsaal für praktische Übungen. Es ist 1. *die Kniebank des stillen Betkämmerleins*: Die Erkenntnis ist das Erbe nicht der Weisen, nein, der Frommen; in der Stille wird dem Geiste rechte Offenbarung kommen. Freilich muß auf ihr die Maxime stehen und vom Beter mit gutem, zähem, durch Niederlagen nicht mutlos werdendem Willen befolgt werden: *Lex orandi, lex faciendi*; dann wird mählich und wachsend über ihn jenes Offenbarungslicht kommen, vor dessen Glanz und Glut Aristoteles und Plato und die ganze akademische Theologie erblassen. Irgendwo las ich von *Albertus Magnus* ein Wort, in dem er, der Doctor universalis mit den lichtklaren Erkenntnissen und Lehrsätzen, seine tiefste und beseligendste Erfahrung ausspricht und uns offenbart, von wo ihm neue und beglückende, dem bloß menschlichen Verstande unauffindbare Erkenntnisse zuströmen und auch uns zuströmen können, Erkenntnisse, die ihn weit über alle Ergebnisse und Funde philosophischer und theologischer Spekulation hinaustrugen. Es heißt, das Wort sei wohl gegen Ende seines Lebens niedergeschrieben; dann wäre es das *Summa summarum* eines gut 80jährigen mit naturwissenschaftlichen, philosophischen, theologischen, mystischen und Lebenserfahrungen reichbeladenen Säkularmenschen. Es lautet: „Vieles bleibt noch in den Geheimnissen Gottes, was der menschliche Verstand nicht erstudieren kann. Dieses ist dem Lichte des Heiligen Geistes und dem Feuer der Andacht zu überlassen ohne lange Spekulation.“ Von diesem vielen ward ihm manches im Feuer seiner Andacht vom Lichte des Heiligen Geistes zuteil, von dem befruchtet er seine fruchtbare Christus- und Seelenbrautmystik schrieb, so daß man ihn den Vater der deutschen Mystik nennen könnte. Aber ehe sein Wissensdurst dieses beseligendsten Lichterlebnisses von Gott gewürdigt wurde und er seine Mystik schreiben konnte, mußte auch er die trivia der angewandten und gelebten Theologie, also der Askese, gehen.

Schule zur Aneignung der Wissenschaft der Heiligen und damit des Gewissens ist außer Altar und Tabernakel 2. *der Kreuzweg*, jedoch der gelebte, nicht der bloß gebetete oder gar nur gemalte, und das *Kreuz*, aber auch da nicht das nur verehrte, sondern das erlittene. Das ist ja nun freilich leichter gesagt als getan und — erlitten; aber es ändert an der Sache und Tatsache nichts, daß der Mensch, der Priester nie und nirgends dem „Lichte der Welt“, welches Christus ist, näher ist denn als williger Leidgenosse auf dem Weg zum Kreuze und am Kreuze von Golgatha. Nicht lokal. Je näher aber dem Lichte, desto lichter wird man selbst. In

den Hochalpen dauert der Sommer nur drei Monate, und da gibt es noch viel frostkalte Nächte; und der Winter wirft nicht selten jeden Sommer noch seinen Schnee über den Rasen, und die Stürme fegen über Fels und Halden, und der Humus über dem Gestein ist so dünn, auf dem die Blumen wachsen sollen; ungünstig und feindlich ist ihnen anscheinend alles: Boden und Luft und Klima und Wetter. Und doch, wie leuchtet hier oben das Edelweiß groß und weiß und voll, als wäre ein Stern vom Himmel hieher gefallen, indes es unten im Tal nur klein und kümmerlich und grünlich blüht. Und der Enzian und das Vergißmeinnicht, drunten im Tal wachsen sie ja auch, aber hier oben, da haben sie ein Azur, leuchtender als die blaue Adria und der italienische Himmel. Und wie fein sie duften, der blaue Speik und der Steinbrech und der Jochwacholder und die Zwergprimel! Woher dies Blühen und Leuchten und Duften in dieser Ungunst der Lage und Luft, des Bodens und Klimas und Wetters? — Von der Sonne! Hier oben ist sie heller, kräftiger, voller, noch nicht geschwächt durch eine stickige, schwere Luft, dafür in ihren wohlthätigen Wirkungen noch verstärkt durch die Schneefelder, die sie zurückstrahlen, noch viel mehr ihrer wirksamsten Strahlen, der ultravioletten nämlich, theilhaftig. Daß diese Höhen der Sonne lokal näher sind, das macht es nicht, aber daß die ungünstigen Umstände, jene nämlich vom Tal und den Niederungen und den Dunstschwadn der Menschenstädte, die Sonne hier oben nicht hat, das machts. Und diese also freie Sonne ist es, die die Alpenblumen herrlicher, ihren Duft feiner, ihren Farbenschmelz leuchtender, ihre Lebenskraft zäher und ihre Heilkraft intensiver macht. Und das sind die *Menschen am hohen Kreuz und im Leid*, sollen es sein im Plane Gottes und können es sein in der Kraft Gottes. Mager der Boden, auf dem sie stehen, kalt die Luft, in der sie atmen, schlecht das Klima, in dem sie leben, feindselig die Welt, in der sie wohnen, scharf die Stürme der Mißgunst, Verleumdung, Verfolgung, des Kammers, der Schmerzen: Alles scheint ihnen ungünstig und feindlich zu sein. Und blühen doch schöner als die „Blumenmädchen und Glückskinder der Welt“! Größer sind ihre Tugenden, lichter ihre Leistungen, besonnener ihr Leben, besonnener ihr Tun, reicher ihr Herz, schöner ihr seelischer Schmelz und zarter ihr seelischer Wohlduft, tiefer und wärmer ihr Wissen, feiner ihr Gewissen, leuchtender ihre Spur und heilkräftiger für die Menschen ihr ganzes Sein. Sie sind Hochalpenflora. Und das kommt daher, daß Gott, die Sonne der Welt, ihnen gerade auf dem Berge des Kreuzes so nahe ist. Nicht lokal; aber es sind eben jene Dinge ausgeschaltet, die wir Glück nennen, die aber nur allzuoft Dunst und Dampf und Rauch und Schwaden sind, die das göttliche Licht nicht oder nur matt und seiner heilsamsten Strahlen beraubt hindurchlassen. Ist es nicht voller Lehre und Aufschluß, daß alle Heiligen,

auch die zwei allerheiligsten und ganz sündelosen, Jesus und Maria nämlich, nicht ausgenommen, die es sicherlich nicht nötig hatten, doch durch diese Kreuzesschule mußten und so in ihre Herrlichkeit eingingen? Per crucem ad lucem. So kommen auch wir Leuchterträger zum Licht und werden selber Licht, wenn wir willige Kreuzesträger und Mitgekreuzigte Christi werden; dann erleuchten wir, um mit den Worten der Weihe zu reden, auch die anderen und die Kirche Gottes; dann auch reichen wir würdig Wein und Wasser zum heiligen Opfer, weil wir uns selbst durch ein reines Leben und gute Werke als Opfer dargebracht haben. Dazu helfe uns unser Herr Jesus Christus!

II. Der Imperativ des Weihenamens.

Die Altphilologen sagen uns, daß auch schon die *Profan-
gräzität* das „akolouthēin“ (davon kommt der Weihenname Akolyth) vom örtlichen Hinter-einem-Hergehen auf das geistige und charakterliche, ja sogar auf das religiöse Nachfolgen (so bei Philo, Flavius Josephus, Epiktet, Mark Antonius) übertragen habe. Die *Heilige Schrift* des Neuen Testaments verwendet diesen Ausdruck 1. ausschließlich nur für die Nachfolge und Jüngerschaft Jesu. Für jedes Nachfolgeverhältnis zwischen anderen (z. B. Barnabas und Markus, Paulus und sein Schülerkreis) vermeidet sie diesen Ausdruck. Ein „akolouthēin“ gibt es nur in bezug auf Jesus. Sie gebraucht diesen Ausdruck 2. in einem ganz intoleranten, keine andere äußere oder innere Lebensbindung duldenden Sinn. Kein Zweierherrendienst! Der Jünger Jesu muß „alles verlassen“ (Mt 8, 22; 10, 28; Lk 5, 11; 9, 61). Sie gebraucht diesen Ausdruck 3. für die totalitäre Nachfolge Jesu bis ans Kreuz hinauf (freilich dann auch als Lohn: bis in den Himmel hinein). Wenn du mir nachfolgen willst, so wisse: „Der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann“ (Mt 8, 19). „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach“ (Mk 8, 34; Jo 12, 25). „Wer aber sein Kreuz nicht auf sich nehmen und so mir nachfolgen will, der ist meiner nicht wert“ (Mt 10, 38). Also: *Nur Nachfolge Jesu, nicht eines anderen, nur eine mit keinem sich teilende Nachfolge Jesu und totalitäre Nachfolge in Lebens-, Leidens- und Sterbensgemeinschaft (und als deren Folge und Lohn: in ewiger Herrlichkeitsgemeinschaft)*; das ist im Neuen Testament der wortstatistische Befund des „akolouthēin“, von dem der amtliche Name Akolyth sowohl als Amtstitel wie seiner inhaltlichen Bedeutung und Forderung nach sich herleitet. Nomen est nomos, Amtsbezeichnung ist Amtsverpflichtung, Akolythenwürde ist Akolythenbürde. Akolyth sein heißt also 1. nur Nachfolger Jesu sein, nicht eines anderen, heißt 2. ungeteilter Nachfolger sein, heißt 3. totaler Nachfolger sein. Will ich darum den beruflichen Hoch- oder Tiefstand meines Lebens als Akolyth (der ich ja als Priester auch bin)

bemessen, dann muß ich ihn messen an der Intensivität, mit der ich mich von diesen drei Forderungen durchdringen und antreiben lasse und ich diese drei Forderungen zu erfüllen mich bemühe. „Mich bemühe“, nicht „erfüllt habe“; unser Herrgott ist gerechter als die Menschen; die beurteilen einen nach Erfolg und Mißerfolg und darum ungerecht; unser Herrgott aber nach der aufgewandten Mühe und Anstrengung um den Erfolg und darum gerecht. Danach bewertet, benotet und belohnt mich dann auch mein ewig-gerechter Richter entweder als servus bonus oder als servus nequam.

Akolyth sein heißt also 1. *nur Nachfolger Jesu sein*. Man kann Thomist sein, Skotist, Molinist, Nachfolger aber nur von Jesus Christus. Es gibt eine Jesuitenschule, eine Franziskanerschule, eine Benediktinerschule, eine eucharistische Bewegung, eine Schönstatt-Bewegung, eine liturgische Bewegung, eine Bibelbewegung: Ego sum Pauli, ego Apollo, ego Cephae; aber Nachfolge gibt es nur eine: die Nachfolge Christi: omnes autem Christi. Wer das als ein von seiner Bewegung Bewegter übersieht, den fragt Paulus mit strengem Tadel und Zurechtrückung des Verrückten: Numquid Paulus, vel Apollo vel Cephae crucifixus est pro vobis? Aut in nomine Pauli vel Apollo vel Cephae baptizati estis: (cfr. 1 Cor 1, 13). — Akolyth sein heißt 2. *ungeteilter Nachfolger Jesu sein*, also die Nachfolge nicht verteilen zu einem Drittel auf Christus, zu einem Drittel auf die Dame Welt oder eine Weltdame und zum letzten Drittel auf den Teufel. Ja, nicht einmal ein Liebäugeln mit diesen Damen und Herren! Radikaler Einherrendienst, radikale Nachfolge Christi! Darin liegt unsere Kraft und unser Sieg. Solange wir Priester uns von den anderen an radikaler Haltung übertreffen lassen, hat das irdische und teuflische Licht, das wir in uns dulden, und das ganz radikale irdische und teuflische Licht in den anderen eine magischere Anziehungs-, Stoß- und Eroberungskraft als das göttliche Licht in uns. Ob die Kirche in dem und jenem Land noch weiterbestehen, Verlorenes zurückholen und Neues erobern kann, darüber entscheidet weit hin, wer die radikalere Haltung hat, wir oder die anderen. Der radikale Unglaube und der Christusfeind (oft ist er in der glutigsten Stelle seiner Seele gar kein Christusfeind, sondern nur ein Christenfeind, weil er wie Christus ein Todfeind jeglichen Hinkens nach zwei Seiten ist) ist da weit stärker als der auf zwei (hätte er vier, auf vier) Schultern tragende Priester. Denn der ganz gelebte Irrtum und Unglaube ist rassiger, darum faszinierender, zündender, mitreißender als die halbgelebte Christusbefolgung. Und überwunden wird er nur von der ganz gelebten Wahrheit. In dieser Situation stehen wir heute im Zeitalter der Reinrassigkeit. Ihre Forderung brennt uns Akolythen, uns Priestern des Herrn nicht mehr bloß auf die Kleider, sondern aufs Fleisch und Gebein, wenn anders wir den blutroten Himmel zu deuten verstehen und eine Ver-

antwortung in uns fühlen für das Reich Gottes und unsere eigene Seele und beide retten wollen. Wobei wir aber bei aller Anerkennung dieser Forderung und bei allem guten, ja besten Willen zu ihrer Erfüllung oft genug noch die wehe und demütigende Tragik erleben und erleiden müssen (die anderen übrigens nicht minder) zwischen hochherzigem Wollen und weitherzigem, ja versagendem Vollbringen, auf daß wir erkennen und anerkennen, wie wahr das Heilandswort ist: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, und wir Menschen mit dem luziferanischen Hang zur Unabhängigkeit von Gott demütig werden vor Gott und mit jeder Niederlage demütiger zu ihm zurückkehren. Denn „den Demütigen gibt Gott seine Gnade, den stolzen Unabhängigen widersteht er.“ Akolyth sein heißt 3. *restlos totaler Nachfolger Christi werden*, nicht bloß bis zum Tabor, wo es zum Hüttenbauen und Bleiben schön ist, sondern bis in den Ölberg hinein, wo es bis zum Blutschwitzen bitter ist, und bis auf Golgatha, wo es mit dem Gekreuzigtwerden todernst wird. Hier liegt der tote Punkt für das moderne religiöse Leben, auch von uns Priestern. Bei unserer leidensscheuen Natur ach so gut verständlich! Und auch das fühlt jeder mehr oder minder deutlich, daß er aus eigener Kraft diesen toten Punkt nicht überwinden kann. Aber auch das fühlt jeder mehr oder minder deutlich, daß er es kann in der Kraft dessen, der ihn stärkt und der so getreu ist, daß er zu jedem Kreuz, das er auflegt, auch die Kraft dazulegt, es tragen zu können. „In deo meo transgrediar murum.“ Und wir müssen über die Mauer. Ein Ehrenmann, ein Biedermann, ein Edelmann, das will ich sein, ja. Aber das genügt nicht. Denn Jesus schließt jeden vom Himmelreich aus, dessen Gerechtigkeit nicht über die Biedermänner und Ehrenmänner hinausgeht. Ich muß noch ein Leidensmann werden wie er. Sein totaler Akolyth. In zwei schwerste Prüfungen schickt Gott das Christentum und den Christen, die Kirche und den Priester: Verfolgung ist die eine, geruhsamer Friede die andere. Besteht der Christ, der Priester sie beide, ist er reif. Die Kirche, die auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen, hat beide bestanden, die Kirchenchristen nicht immer. Im glücklichen, geruhsamen Frieden wurden sie satt, daß sie nicht mehr Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit hatten: in der Verfolgung wurden sie matt und gingen nicht auf Kalvaria, sondern zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Und doch müssen wir ihm auch bis auf Kalvaria folgen, denn wir müssen dem ganzen Christus folgen: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nehmen und so mir nachfolgen will, ist meiner nicht wert.“ Er sagt nicht: Der darf einen anderen Weg gehen, er sagt: Der ist meiner nicht wert, ist also verworfen! Es hängt also unsere Ewigkeit davon ab, ob wir das Kreuz, diese Achse des Dogmas, der Moral und der Liturgie, auch zur Achse unseres Lebens machen wollen. Der einzig richtige Schluß und Entschluß liegt in den Worten des Apostels

Thomas: „Laßt uns gehen und mit ihm sterben“ (Jo 11, 16). Der die Welt und den Tod überwunden hat, wird sie auch uns überwinden helfen. „Sei mein Akolyth! Wer mein Akolyth ist, der wandelt nicht in Finsternissen, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Und darum: Pensate, quod suscipitis! Pensate, quod habebitis! Et exsultate, quoniam merces vestra copiosa est in caelis!

Ordentliche und außerordentliche Seelsorge.

Von P. Dr. Robert Svoboda O. S. C., Essen-Heidhausen (Ruhr).

Die außerordentliche Seelsorge ist innerhalb der Heils- und Kirchengeschichte nichts Ungewöhnliches. Schon die Sorge Gottes um die Menschen im Alten Bunde war weithin getragen von den Propheten, also von besonders ausgeprägten Vertretern außerordentlicher Menschenführung. Nach Christus schlägt erst recht immer wieder eine starke Welle solcher Seelsorge hoch, meist als heilsame Reaktion gegenüber zutage getretenen Schäden oder bei Aufgaben der zeitgenössischen Gesamtseelsorge, öfter aber auch als überquellender Ausbruch innerkirchlicher Kraft und Blüte. Wir erinnern uns beispielsweise an die entsprechende Tätigkeit der irischen und schottischen Missionare in den deutschen Stammesgauen, an den pastoralen Einsatz der Mendikanten im 13. und der Regularen im 16. und 17. Jahrhundert, an manche Formen der modernen Heidenmission. Viele dieser Strömungen außerordentlicher Seelsorge verkrusteten sich später in betonter Selbsthaftigkeit zu Trägern normaler Gemeindeseelsorge. Dafür charakteristisch, wenn auch nicht dafür ursprünglich geprägt ist der bekannte Merkwort:

„Bernardus valles,
Benedictus montes amabat,
oppida Franciscus,
celebres Ignatius urbes.“

Dieses schließliche Einmünden in die ordentliche Seelsorge war meist im Sinne der Kirche und auch in der Absicht der genannten Bewegungen gelegen. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß gerade von Vertretern ordentlicher Seelsorge — z. B. Augustinus, Gregor, Bonifatius, Karl Borromäus — stärkste Anregungen zu außerordentlichen Bemühungen ausgingen. So waren letztere im allgemeinen an Ordensgründungen oder charismatische Einzelpersönlichkeiten geknüpft. Die moderne Entwicklung der außerordentlichen Seelsorge scheint nun weniger mit bestimmten Orden oder wirkungsvollen Persönlichkeiten verbunden zu sein, sondern sachlich mit vordringlichen Aufgabengebieten, wie z. B. Innenmission, Unterricht, Anstaltswesen, Organisationen. Das läßt den Überblick schwieriger und bunter werden. Deshalb soll die